

Die Totenhand.

Kriminalroman von Richard Marsch.

(4. Fortsetzung.)

Auch am anderen Morgen nach dieser ereignisreichen Nacht trat ich das gleiche, mit dem Unterschiede vielleicht, daß ich ein paar Minuten früher als sonst bei ihr vorprach.

Anstatt nun wie gewöhnlich meinen Gruß und freundlich zu erwidern, empfing sie mich feindlich mit dem unmissigen Vorwurf, ob ich denn dächte, daß sie ihre Zeit zu anderen Dingen gar nicht brauche.

Ich machte nicht den geringsten Versuch, mich zu entschuldigen, in der Voraussetzung, daß die Dame heute wahrscheinlich von irgend einer Unpäßlichkeit befallen und daher wohl über Laune sei. Ich wiederholte lediglich meine Frage noch einmal, ob Madame jetzt von meinen Diensten Gebrauch machen wolle.

Die Art und Weise ihrer Antwort erstaunte mich sehr; hatte ich doch geglaubt, daß meine Frage an eine Dame gerichtet gewesen war.

Fragen Sie mich nicht so albernes Zeug! Sie scheinen wirklich zu glauben, ich sei Ihre Magd und Sie mein Gebieter. Siegen Sie sich nieder und beginnen Sie sofort Ihre Arbeit!

Ich that, wie sie verlangte, denn es kam mir nicht zu, mich mit meiner Arbeitsgeberin in Erörterungen einzulassen. Bettler dürfen ja auch nicht anprüchlich sein; nur gab ich mich der Hoffnung hin, daß derartige tramböse Zustände nicht etwa häufige Erscheinungen bei ihr sein könnten, was ohne Zweifel eine höchst unliebsame Zugabe für mich gewesen wäre.

Daß die Dame sich in sehr gereizter Stimmung befand, war klar; denn kaum hatte ich angefangen zu schreiben, als sie von neuem ihrer üblichen Laune die Fügung schiefen ließ. Sie war höchst unzufrieden mit meiner Arbeit; weder das, was ich gethan, noch das, was ich unterlassen, war ihren Wünschen entsprechend.

Ich ertrag ihre völlig grundlosen Vorwürfe mit einer Geduld, wie sie nur der sanftmütigste Sterbliche haben kann; aber gerade dies schien sie noch mehr gegen mich aufzubringen, anstatt zu beruhigen. Sie sagte mir Dinge, die sich nicht wiederholen lassen, und welche selbst ein Verding nicht ruhig hingelassen hätte.

Daß ich aber selbst jetzt imstande war, trotz ihrer fortgesetzten Herausforderung noch immer an mich zu halten, schien ihren Zorn auf's Höchste zu reizen.

Ihrer selbst kaum mehr mächtig, sprang sie von ihrem Sitze in die Höhe und stürzte zur Thür hinaus.

„Ich glaube, Frau Lascelles-Trevor,“ sagte ich nach ihrem Verschwinden im Selbstgespräch, „Sie werden sich wieder beruhigt haben, wenn Sie von neuem hier erscheinen; aber ich habe das Gefühl, daß Sie und ich uns nun nicht lange mehr gegenüberstehen werden. Bin ich auch noch immer nicht im Klaren über meine Existenz, so will ich trotzdem nicht länger Ihr Prügeljunge sein.“

Die Papiere, welche ich zu kopieren hatte, waren ihrem Inhalt nach bunt durcheinander gewürfelt und gehörten nach meiner Ansicht mehr in das Reich der, als daß sie mit Sorgfalt aufbewahrt wurden.

Vergeblich suchte ich zu durchschauen, warum diese ungeordneten, werthlosen Skripturen in einer höchst kostbaren Mappe verwahrt wurden, in welcher sie mir von Frau Lascelles-Trevor übergeben worden waren.

Mechanisch schrieb ich ein Blatt nach dem anderen ab und zog soeben wieder ein neues hervor, in welchem ich auf den ersten Blick einen Brief erkannte, dessen Handschrift mir unlangst schon einmal vor die Augen gekommen sein mußte. Schrift und Papier kamen mir ganz merkwürdig bekannt vor. Wo in aller Welt hatte ich dieselbe mühsam hingemalte, eigenartige Schrift vor kurzem schon gesehen? Sie kam sicher von einer im Schreiben nicht sehr geübten Hand. Ich hatte doch erst unlangst beim Anblick eines Schriftstückes die ganz gleiche Empfindung gehabt.

Jetzt hatte ich es! Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf, daß dies genau dieselbe Handschrift sei, in welcher der mit Duncan Rothwell unterzeichnete Brief verfaßt war. Ich hätte darauf schwören können, daß beide Schriftstücke ein und denselben Verfasser hatten. Sogar die Art des Papieres war dieselbe; denn ich erinnerte mich nur zu genau des großen Briefboogens von ungewöhnlich starkem Papier, und dieser hier, den ich jetzt in der Hand hielt, glich dem ersten, wie ein Haar dem anderen. Wie kam ein Brief von Duncan Rothwell unter die Papiere von Frau Lascelles-Trevor?

Das Schreiben trug weder Datum noch Adresse, nur die Adresse: „Meine theuere Amalia!“ Wer war nur diese theuere Amalia? Auf den ersten Blick sah ich, daß es ein Liebesbrief war und noch dazu einer von ungewöhnlicher Art. Hier war ohne Zweifel ein Versehen begangen worden; denn was sollte eine derartige Epistel unter diesem Wust von allerlei Getrigel? Was sollte ich damit anfangen? Diese Frage

wurde mir schnell genug beantwortet; denn während ich sie mir noch vorlegte, erschien Frau Lascelles-Trevor abermals auf der Bildfläche.

Trotzdem ich nichts sagte, schien doch der Ausdruck meiner Züge und die Wohlart der Augen springende Art, mit welcher ich dies Schriftstück in der Hand hielt, ihr genug angedeutet zu haben. Wahrscheinlich hatte sie es auch bei ihrem Eintritt schon sofort erkannt; denn sie kam auf der Stelle mit großen Schritten auf mich zu, und ohne die geringste Erklärung riß sie mir den Brief aus der Hand.

Ich sah, daß ihre Erregung einen unheimlichen Grad erreicht hatte. Sie sah schredenerregend aus; die Adern auf ihrer Stirne quollen wie Stränge heraus, und ihre Lippen zuckten wie im Krampf.

Da es mir schien, als ob sie vor Wuth unfähig zum Sprechen sei, bemühte ich mich, ihr die Sache so einfach und natürlich wie möglich darzulegen, indem ich mir gar nicht den Anschein gab, als läme bei diesem Papier ein besonderer Umstand für mich in Betracht.

„Sie wünschen doch auch davon, wie von den anderen Papieren, eine Abschrift, Madame?“ sagte ich im harmlossten Tone.

„Ungeheuer!“ brüllte sie mir wuthschäumend entgegen. „Sie sind ein ganz gewöhnlicher Dieb!“

„Madame!“ Ihre Stimme klang so höflich, und ihr Zorn mir gegenüber war so unmotiviert, daß ich nicht wußte, wie ich ihr in diesem Augenblick begegnen sollte.

„Wo haben Sie diesen Brief gestohlen?“

Ich erhob mich von meinem Stuhl. „Frau Lascelles-Trevor,“ sagte ich mit Würde, „Sie gehen in Ihrer Aufregung zu weit! Sie scheinen sich in dem Jethum zu befinden, daß der Mann, den Sie als Ihren Sekretär engagierten, zugleich mit Leib und Seele Ihr Sklave geworden ist.“

„Sie glatzjüngiger Hund! Spielen Sie nicht länger den Heuchler mir gegenüber, oder ich lasse Sie sofort in Gewahrsam bringen unter der Anklage des Diebstahls.“

Ich sah ihr fest in das Gesicht, welches wie das einer Furie anzuschauen war.

„Sie scheinen sich an diesem Morgen sehr schlecht zu befinden, Madame; aber ich erwarte, daß Sie sich mir gegenüber entschuldigen werden, sobald sich Ihr Zustand gebessert hat.“

Mit diesen Worten wandte ich mich zur Thür; sie gab mir aber den Weg nicht frei, sondern stellte sich mit dem Rücken gegen den Ausgang.

„Denken Sie nicht, daß Sie mir entweichen können, oder daß Ihr ganzes Gebahren mir imponieren könnte. Ich habe Sie von Anfang an durchschaut — ja, schon bevor meine Augen Sie erblickten. Ich kannte Jonas Hartopp so gut wie Sie, und als er ermordet worden war, schwor ich, seinen Mörder an den Galgen zu bringen. Seitdem ich hier bin, bewache ich Sie auf Schritt und Tritt als Räucherin seines Blutes und folge Ihrer Fährte, wie es der Bluthund thut. Es bedarf nur noch einer geringen Kleinigkeit, um Sie vollends Ihrer Schuld überführen und dann lassen zu können. Seien Sie überzeugt, daß, wenn Sie auch vor mir fliehen würden, um sei es an das Ende der Welt, ich Sie zu finden wüßte. Ich fände Sie und schleppte Sie zurück an den Galgen.“

Ich hatte den Eindruck, daß diese Frau jetzt völlig von Sinnen wäre und ging dementsprechend mit ihr um.

„Vielleicht haben Sie die Güte, Madame, mir jetzt, wo Sie mich noch Ihrem Belieben mit allen nur möglichen Tugenden ausgestattet haben, den Weg freizugeben?“

„In diesem Tone mögen Sie also noch immer mit mir zu reden? Sie frecher Patron! Doch ich sah das voraus. Denken Sie nicht etwa, daß mich dergeleichen an Ihnen überfällt. Einem so verhärteten Bösewicht wie Ihnen ist nicht so leicht beizukommen, das wußte ich schon. Sie können gehen — nur noch eins — hören Sie! Ich will mich kurz fassen. Ihre Flügel werden Ihnen bald genug gestutzt werden, und gar bald werden Sie hinter Schloß und Riegel sitzen. Ich werde mit Ihnen ebenso wenig Mitleid haben, wie Sie es mit Ihrem unglücklichen Opfer hatten, das arglos in die ihm gestellte Falle ging. Vergessen Sie nicht, daß überall, wohin Sie sich auch wenden, meine Spione Sie werden zu finden wissen. Was Sie auch thun mögen, ich werde es noch in derselben Stunde erfahren; denn ich beabsichtige nicht, den haben, an dem ich Sie halte, auch nur eine Sekunde aus der Hand zu geben.“

Als sie endlich inne hielt, um Athem zu schöpfen, verbeugte ich mich.

„Ich danke Ihnen, Madame, daß Sie mir jetzt gestatten, das Zimmer zu verlassen; ich thue es mit der Versicherung, daß ich mich höchst geehrt fühle wegen des Interesses, das Sie mir und bedeutenden Menschen entgegenbringen.“

wie mir schien, nur mit Widerstreben. Ich hätte mich kaum noch gewonnen, wenn sie im letzten Augenblick auch noch zu Thätlichkeiten übergegangen wäre. Aber so viel Selbstbeherrschung behielt sie denn doch noch, um davon Abstand zu nehmen.

Als die Thüre geöffnet hatte, legte sie ihre Hand auf die Klinke, um mich am Schließen der Thüre zu verhindern; sie folgte mir auch hinaus bis an die Treppe, so daß ich glaubte, sie wolle sich ebenfalls hinabbegeben, ich trat zur Seite, um ihr Platz zu machen; doch sie nahm keine Notiz davon, und ich setzte daher meinen Weg fort, bemerkte aber, daß sie noch immer auf der ersten Stufe der Treppe stand und mir nachschah bei jedem Schritt, den ich that. Bevor ich ihren Augen entwand, rief sie mir mit gellender Stimme noch das entsetzliche Wort „Mörder“ nach.

9. Kapitel.

Ich muß gestehen, daß, wenn ich mir auch die größte Mühe gab, selbst jetzt noch den Anschein der Gleichgültigkeit aufrecht zu erhalten, ich mich doch beim Durchschreiten des Hausflures in einer Verfassung befand, die mich an klaren Dingen hinderte.

Je mehr im Rechte der Mann einer zornigen Frau gegenüber ist, desto mehr beeinträchtigt er seine Würde, wenn er einer solchen gegenüber von seinen Waffen Gebrauch macht.

Das kam mir denn noch zu unerwartet, nun gar auch noch von dieser Seite und in so direkter Weise beschuldigt zu werden. Von dieser Frau, welche ich, allerdings in arger Selbsttäuschung, für eine Art guten Geist für mich gehalten hatte, nun ebenfalls des Mordes bezichtigt zu werden, ging über mein Fassungsvermögen.

Mein Bestreben erkennend, sich den wühenden Angriffen ihrer Zunge so schnell als möglich zu entziehen, hatte sie mir nun gar noch dieses fürchterliche Wort nachgeschrien, an einer Stelle, wo auch andere es hören mußten. Ich bemerkte recht gut, daß das Hausmädchen mit offenen Augen und Ohren oben auf dem Korridor stand und lauschte, während am Fuße der Treppe der allezeit wachsame Kellner stand.

Als dieser beiseite trat, um mich vorüber zu lassen, erkante noch einmal die gellende Stimme hinter mir: „Lassen Sie ihn für diesmal noch laufen! Ist doch sein Weg nun ohnehin sehr bald zu Ende, und er wird sich noch früher, als er ahnt, in den Händen der Polizei befinden.“

Ich war in diesem Augenblick nicht berechtigt, den Mann da vor mir niederzuschlagen, während die Furie auf der Treppe mich insulirte; aber ich hatte die größte Mühe, mich dessen zu enthalten.

Es war auch jetzt noch nicht meine Absicht, umzutreten und der Megäre direkt auf ihre Anschuldigungen zu antworten, sondern mein erster Impuls war, Frau Barnes, die Wirthin des Hauses, aufzufinden. Diese war schließlich in erster Linie verantwortlich für alles, was in ihrem Etablissement vorging. Doch kaum trat ich in ihren Gesichtskreis, als sie mit einem Blick, der mir sofort die Ausichtslosigkeit meines Vorhabens klar machte, in ihrem Sanctuarium verschwand.

Mein Kopf brannte wie Feuer, und ich ging hinaus auf die Straße, um mich abzukühlen.

Das Mißgeschick, welches mich nun einmal zu verfolgen schien, wurde ja von Tag zu Tag unerträglicher.

Zugegen, daß Frau Lascelles-Trevor eine Geisteskranke war, so mußte ich mir doch sagen, daß sie für eine solche sehr systematisch handelte. Beharrte sie auf ihrer fixen Idee, so konnten für mich, wenn auch nicht direkte Gefahren, so doch die widrigsten Situationen daraus entstehen.

Ob es nicht gründlich falsch von mir gehandelt war, ihre Wuthausbrüche mit solcher Ruhe aufzunehmen, anstatt ihr in gleicher Weise zu bieten? Kam es wirklich zu der von ihr angedrohten Festnahme, so konnte dieser Umstand vielleicht belästigend für mich werden. Bei dem Gedanken an eine solche Möglichkeit fühlte ich, wie mir der kalte Schweiß auf die Stirn trat.

Ich erinnerte mich noch genau der Worte, welche Frau Lascelles-Trevor in Bezug auf die von ihr ausgehende Bewachung meiner Person geäußert hatte. Unwillkürlich wandte ich den Kopf, um zu sehen, ob mir in diesem Augenblick vielleicht auch jemand nachschliche. Ich konnte mir keine Gewißheit darüber verschaffen, da ich mittlerweile an den höchstbelebten Quai gelangt war, wo es auch dem ungeschicktesten Späher leicht gewesen wäre, sich meinen Blicken zu entziehen.

Von einem bestimmten Gefühl getrieben, lenkte ich meine Schritte jetzt zur Waterloostraße; denn es fuhr mir durch den Sinn, ich müßte jetzt sofort zu Cleaver und Carton gehen, um diesen meine augenblickliche Lage, deren eigentliche Urheber sie doch nun einmal waren, klarzulegen. War es doch geradezu ihre Pflicht, mich aus dieser fatalen, in welche mich ihre Vermittlung hineingebracht hatte, zu befreien. Ich ging also zu ihnen, hätte mir aber diese Mühe ersparen können; sie erklärten sich zwar bereit, falls es nothwendig werden sollte, meine Vertreibung zu übernehmen; aber als ich von ihnen Verhandlungsmäßig verlangte, darüber, wie ich der mich bedrohenden Festnahme entgehen könnte, ließ mich ihr ganzes Verhalten darauf schließen, daß auch sie von meiner Unschuld nicht gänzlich überzeugt waren.

Ich verließ sie und begab mich, in feiner Weise betäubigt, mit bedrücktem Herzen wieder in das Hotel zurück. Der Entschluß aber stand bei mir fest, daß ich nicht eine einzige Nacht mehr unter diesem Dache zubringen wollte.

Ich begab mich stracks hinauf in mein Schlafzimmer, um die wenigen Sachen, die ich wusch, zusammenzupacken, und dann wollte ich eine letzte Unterredung mit Frau Barnes herbeiführen, sei es auch noch so schwierig, an sie heranzutreten.

So war mein Plan; doch wie so mancher andere in letzter Zeit, sollte auch dieser nicht zur Ausführung gelangen.

Als ich die Schlafzimmertür erreicht hatte, kam es mir vor, als vernähme ich ein Geräusch im Innern des Zimmers. In der Annahme, es sei das Mädchen, welches in demselben zu thun hätte, trat ich ohne weiteres ein. Doch ich fand mich getäuscht; denn nicht das Mädchen hielt sich darin auf, sondern ich entdeckte den Kellner, welcher, neben meinem Bettel auf der Erde liegend, eifrig beschäftigt war, mein Lager zu durchstöbern. Er war dabei von einem solchen Eifer erfüllt, daß er meinen Eintritt ganz überhörte.

Noch ehe er sich so recht meiner Gegenwart bewußt geworden, hatte ich ihm auch schon mein Knie auf den Nacken gesetzt, nachdem ich mich erst, schnell wie der Blitz, mit einem Stod bewaffnet hatte.

„Da Sie auf meine ernstgemeinte Warnung kein Gewicht zu legen scheinen, mein Lieber, so kann ich nicht umhin, handgreiflich mit Ihnen zu verfahren.“

Bei diesen Worten ließ ich den Stod mit aller Kraft auf seine unere Körperteile niederfallen.

Indem ich ihn unangesehnt mit Schlägen traktirte, suchte er sich mit einer seltenen Gewandtheit aus meinen Händen zu befreien.

„Halten Sie ein,“ rief er, „oder Sie werden es bitter bereuen müssen.“

„Ich glaube, daß die Reue mehr auf Ihrer Seite liegen wird,“ entgegnete ich.

Im ganzen zeigte der Mann viel mehr Wuth, als ich ihm zugetraut hätte; doch ich war viel zu sehr in Zorn gerathen, um mich jedoch wieder beruhigen zu können, und ich holte noch immer zu neuen Hieben aus.

Da gelang es ihm, mein Handgelenk zu erfassen — er gab diesem einen solchen Ruck, daß mein Arm wie gelähmt herunterfiel.

„Sie sind ein rechter Narr,“ sagte er, „und wissen einfach nicht, was Sie thun. Ich bin ein Polizeibeamtlicher und verhafte Sie hiermit als unter dem Verdachte des Mordes lebend.“

Sprachlos starrte ich ihn an.

„Das glaube ich Ihnen nicht! Sie sind sicher ein Spion jener Frau!“

„Nichts dergleichen, wie Sie übrigens schon längst gemerkt haben müssen. Ich habe gleich von Anfang an mit dieser Sache zu thun gehabt und bin unter der Maske eines Kellners hierher gekommen, um Sie auf's genaueste beobachten zu können. Das habe ich nun auch gründlich gethan und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg.“

„Es ist ja alles nicht wahr — alles erlogen!“

„Ach, schwachen Sie seinen Unfinn! Sie wissen recht gut, daß Ihr Spiel nun zu Ende ist; die einzige Frage ist jetzt nur noch, ob Sie sich jetzt willig artetren lassen, oder ob ich Ihnen Handfesseln anlegen muß. Ich habe Hilfe genug zur Hand, welche meines Willens gewärtig ist.“

„Wenn Sie mich von der Wahrheit Ihrer Aussage überzeugen und mir beweisen können, daß Sie wirklich ein Polizeibeamter sind, würde ich Sie nicht hindern, Ihre Pflicht zu thun; aber das erkläre ich Ihnen, so wahr ein Gott über uns ist, daß Sie einen schredlichen Irrthum begehen, wenn Sie mich ins Gefängnis führen.“

Der Mann sah mich mit einem Blick an, der eine Art Bewunderung auszubrüden schien.

„Das nenne ich eine Kühnheit, wie sie mir selten vorgekommen ist,“ sagte er dann. „Meine Pflicht ist es aber, Sie zu warnen; denn derartige Aussagen können Ihre Lage nur verschlimmern. Auch befinden Sie sich in einem großen Irrthum, wenn Sie denken, es würde meinen Blicken entgehen.“

Bei diesen Worten zog er unter der Bettdecke einen Gegenstand hervor, den ich bis dahin noch nie gesehen hatte.

Es war ein langes, ganz schmales Messer mit einer äußerst feinen Spitze, dessen Klinge hier und da leichte Rostflecke zeigte.

„Vielleicht bin ich ein ganz besonders stupider Mensch; aber ich erfasse wirklich nicht, was Sie damit sagen wollen. Dieses Messer gehört weder mir, noch habe ich es jemals in meinem Leben zu Gesicht bekommen.“

„Sie haben es also nie gesehen! Das läßt sich ja denken. Wenn mich nicht alles täuscht, ist dies hier das Mordinstrument, mit welchem Jonas Hartopp getödtet wurde. Schlümmen Sie für Sie, daß ich es gerade hier, wo Ihr Bett steht, zwischen Mauer und Holzgitter finden mußte. Dieser Umstand wird der Reue meiner Beobachtungen das letzte Glied anfügen.“

„Wenn Sie das Messer wirklich hier fanden, kann ich ebenfalls nur versichern, daß ich es hier nicht verlegt habe, so wahr ich hier vor Ihnen stehe.“

„Nun, das ist ein Punkt, welcher an anderer Stelle untersucht werden wird. Jetzt, Herr Southam, habe ich Sie nur zu erforschen, mit mir hinabzutreten.“

„Bei meinem schnellen Eintritt vorhin hatte ich die Thür des Zimmers weit offen gelassen. Als ich mich jetzt zum Gehen wandte, sah ich Frau Lascelles-Trevor vor derselben stehen und mit spärlichen Blicken in das Zimmer hineinschauen.“

Jetzt wiederholte sie des Mannes Worte:

„Ihr Gefangener? Herr Southam ist Ihr Gefangener? Wer in aller Welt sind Sie denn?“

„Sie legte, wie um sich zu beruhigen, die Hand auf ihre Brust.“

„Ich bin ein Geheimpolizist.“

„Und Sie haben Herrn Southam arreirt? Aus welchem Grunde?“

„Weil er des Mordes an Jonas Hartopp angeklagt ist.“

„Sie schlug in höchster Erregung die Hände zusammen und rief in frohlockendem Tone aus: „Ach, wie froh, wie glücklich bin ich doch! Ich gratulire Ihnen, mein Herr, daß es Ihnen gelungen ist, den Verbrecher endlich zu entlarven.“

Mit einem Blick unerböthlichen Triumphes zusehend, apostrophirte sie mich mit den Worten:

„Habe ich es Ihnen nicht vorausgesagt, daß Ihr heuchlerisches Thun und Treiben bald zu Ende sein würde? Noch früher freilich ist es der Fall, als ich es selber gedacht hätte!“

„Ich bin Ihnen für Ihre Voraussetzungen verbunden, Madame, und muß gestehen, daß, wenn ich auch weiß, daß ich nicht der erste unschuldig Verurtheilte bin, ich doch hoffe, dies ist der erste Fall, in welchem eine Frau sich herbeiläßt, in so herzloser Weise über das Mißgeschick eines Mannes zu triumphiren, der mit Absicht nie ein lebendes Geschöpf getödtet hat und von freibleibend, stets hilfsbereitem Charakter ist.“

„Weit entfernt, daß diese Worte eine weiche Seite in ihr berührt hätten — wenn sie eine solche überhaupt besaß — schienen sie dieselben noch mehr aufzustacheln.“

„Sie Heuchler!“ rief sie mich an. „Mein Wächter legte die Hand auf meine Schulter.“

„Kommen Sie,“ sagte er in dienstlichem Tone. „Wozu sich hier noch länger um die Worte streiten! Gehen wir hinunter, Herr Southam, und — ein für allemal — keine Streiche! Das bitte ich mir aus!“

Ich gab ihm die Versicherung, daß er von meiner Seite keinen Widerstand zu erwarten hätte, und damit begaben wir uns hinunter, von Frau Lascelles-Trevor wie von unserem Schatten gefolgt.

„Treten Sie einstweilen hier in's Restaurationszimmer ein, Herr Southam, bis eine Drostei zur Stelle sein wird,“ sagte der Beamte zu mir.

„Frau Barnes!“

Auf seinen lauten Ruf erschien dieseogleich.

„Ich habe soeben die Verhaftung dieses Herrn hier vorgenommen, wie ich es Ihnen schon fast als gewiß in Aussicht gestellt hatte.“

„So hatte sie also von Anfang an gewußt, wer der Mann war und mich somit die ganze Zeit über betrogen. Nun wußte ich freilich auch, was ihre noch fast in der letzten Stunde an mich gerichtete Warnung zu bedeuten hatte.“

„Lassen Sie mir sofort eine Drostei holen! Und daß mir niemand das Schlafzimmer dieses Mannes betritt, bis ich es vollständig durchsucht habe. Ich mache Sie dafür verantwortlich.“

Ich sah, wie der Kopf der Angeredeten hin und her schwankte, wie der eines chinesischen Mandarins, und wußte, daß nun ihre Nerventrisis wieder im Anzuge war.

Der Beamte wußte seine Aufforderung wiederholen:

„Nun, Frau Barnes, nehmen Sie sich zusammen und besorgen Sie mir sofort eine Drostei.“

Indem Frau Barnes sich zur Seite wandte, um seinen Auftrag auszuführen, bemerkte ich, daß jemand hinter ihr stand.

Es war ihr Mann.

Er stand sich in der offenen Thür, gerade, als wäre er soeben erst eingetreten und säge neugierig zu, was sich hier ereignete. Der arme Teufel war so schäbig und heruntergekommen wie nur möglich gekleidet; aber in seinem Gesicht und in seiner ganzen Haltung lag ein Etwas, welches mich wie ein Hoffnungsstrahl berührte.

„Sie sind es? Gott sei gedankt! Man hat mich als Mörder arreirt; aber ich hoffe, Sie kommen gerade noch zu meiner Hilfe im rechten Augenblick herbei.“

„Allein Klang meiner Stimme drehten sich alle um, um zu sehen, mit wem ich spräche.“

Als Frau Barnes ihren Mann erkannte, überkam sie ein solcher Anfall von hysterischem Lachen, Schluchzen und Juchzen, daß die Magd alle Mühe hatte, sie zu halten und vor dem Hinfallen zu bewahren.

Aber da war noch jemand unter uns, auf den der Anblick dieses Mannes einen noch schredlicheren Eindruck machte, als auf Frau Barnes, und das war Frau Lascelles-Trevor. Sie starrte ihn an, wie unter dem Banne eines Schlangendämoniers, und zog sich unter seinen Blicken förmlich zusammen.

Mit abwehrender Geberde hob sie ihre Hände in die Höhe, als er eine Bewegung nach vorwärts machte, und man sah deutlich, wie sie in tödtlicher Angst zusammenschauerte.

„Du also!“ sagte er mit einem ganz besonderen Nachdruck in der Stimme. „Du also!“

Er wandte sich zu mir, und mit anflagernder Geberde auf jene Frau deutend, sagte er:

„Hätten Sie mir gleich in voriger Nacht von der Anwesenheit dieser Frau hier im Hause gesagt, so konnte ich Ihnen da schon das Geheimniß des Nordes entdecken. Deren Gegenwart hier am Orte macht die Sache so klar wie der Tag. Sie war es, die Duncan Rothwell ermordete! Gesehe es, Weib mit der blutbefleckten Hand!“

Mit einer fast hobelsoollen Geberde schleuderte er ihre diese Worte entgegen und schien dabei förmlich zu wachen, während sie immer mehr in sich selbst zusammenfiel.

Seine Augen schienen Flammen zu sprühen; dabei konnte ich mir sehr gut vorstellen, wie es ihm mit einem solchen Ausdruck ein leichtes gewesen war, die arme, nervöse Frau Barnes zu hypnotisiren.

„Mein,“ winfelte Frau Lascelles-Trevor, „ich war es nicht, die ihn tödtete.“

„Du wagst es, mir gegenüber deine Bluthat zu leugnen?“

Des Mannes Stimme erhielt einen ganz besonderen Klang, und sein Wesen nahm einen merkwürdig gebieterischen Ausdruck an.

Aus seiner Tasche einen kleinen Kasten ziehend, entnahm er derselben die in Stoff gehüllten Leberreife jener Hand, welche Frau Barnes Tag und Nacht so sehr benutzigt hatten.

„Hier habe ich die Reife deiner Hand, du entsetzliche Weib — jener Hand, mit welcher du mich ermorden wolltest! Ich weiß es, daß du mit deiner Linken im Stande warst, auch noch den armen Duncan Rothwell zu treffen. Leugne es, wenn du es wagst!“

So sprechend warf er ihr die schredlichen Fragmente ins Gesicht.

„Ich that es, ich gestehe es! Nur rühre mich nicht an! Nur das nicht!“

Laut aufschreiend, fiel sie wie lebenslos zu Boden, sich bald darauf vor unseren entsetzten Augen in Krämpfen windend.

(Schluß folgt.)

Gedruckte Liebesbriefe.

Es dürfte nicht uninteressant sein, zu hören, mit welcher Hingabe die mächtige, stets dienstfertige und gefällige Freundin, die Presse, sich in Italien auch der „himmelshochschwebenden“ und „zu Tode betrübten“ Deutschen annimmt, indem sie diesen alltäglich auf der letzten Seite unter der Rubrik „Correspondence“ etliche Spalten für mancherlei zärtliche Gesandnisse, Verabredungen, Versprechen und Gelöbnisse einräumt. Der „Tribuna“, einem der bedeutendsten Blätter Roms, entnehmen wir folgende Stichproben:

„20. Juli. Gedenkst Du noch, Liebste? Jener Tag hat über das Gesicht unserer Existenz entschieden — unumkehrbare Liebe schwor ich Dir zu — und spurlos verfloß Jahr um Jahr, denn immer glühender ward die Leidenschaft, die Du in mir entzündest, als wäre unserer Liebe die göttliche Gabe der ewigen Jugend verliehen. Doch wer hätte geahnt, daß ich Dich verlieren, mein Herz trotz des Verlustes mit unstillbarer Sehnsucht nach Dir verlangen sollte? ... Meine Freundin, es thut mir wohl, Dir während Du diese Worte liehst, die Schwüre zu wiederholen, welche nicht trügen, welche ich Dir zum ersten Male in seltsamem Taumel zugezogen habe.“

Etwas weniger überschwänglich läßt sich ein von Liebesgram tiefgebeugter Ambrosio vernehmen: „Tribunet. — Schwermuth gereicht mir zu Zeiten das Herz und läßt mich Alles, das Leben selbst verachten. Schreibe mir doch mehr, — lindernd Balsam sind mir Deine Worte; komm, ach, und tröste einen, der Dich heiß liebt und ganz der Deine ist.“

Ganz zernüchert jeuzt ein „povero diavolo“, wie folgt: „15.697. Heute Morgen erhielt ich — Du bist mein heiliges, göttliches Geschöpf. Dem Thoren, der Dich anbietet, hast Du verzichtet und gut — bist Du! ... aber noch immer nicht kann ich mir selbst vergeben und an Deine ebelmüthige That mich als beständig denken, Deinen bestürzten, tief betrübten Blick. Ich meine und vermissen mich — mehr als niederrüchig war mein Verhalten. Oh, glaube mir, ich liebe Dich, ich liebe Dich Weib mehr, als es sonst auf Erden irgend möglich. Heute Abend um zehn Uhr komme ich vorüber.“

Mein Idol, ich vergehe in Dir, indem ich Dich noch einmal segne. — Dein Leben.“

Diese „Confession“ erstreuen sich umsonst der Theilnahme und des Interesses der italienischen Leserkwelt, als sie nicht selten in An- und Widerrede Wochen hindurch eine Art von spannenem, zusammenhängenden Roman bieten. Wie viele argwöhnische Gatten mögen gerade diesem Theile des Blattes der, nebenbei gesagt, die Hälfte des für Annoncen gewöhnten Raumes überhaupt ausmacht, ihre Hauptaugenmerk zuzuwenden!

Als Joseph Pulitzer gibt zwei Millionen Dollars her, um einen Lehrstuhl für Journalismus an der Columbia Universität einzurichten. Aber nach wie vor wird die „Schule des Lebens“ die besten Journalisten liefern.

Ruhm ist leichter erworben, als Viele meinen; es kommt nur darauf an, von wem man gerühmt sein will.